

(Nachdruck verboten.)

89]

## Mafia.

Roman aus dem modernen Sizilien von Emil Rasmussen.

Am Schluß des Karnevals trat ein neues Ereignis ein, das in seinen Wirkungen noch tiefer ging.

Es wurde bei der Gräfin und in den meisten vornehmen Familien Hazard gespielt, am meisten jedoch in den beiden großen Klubs.

Angelo war zu Beginn glücklich, aber im Laufe der letzten fünf Tage hatte er durch ein wild forciertes Spiel gegen 30,000 Lire verloren, hauptsächlich an Offiziere.

Um sich dieser Ehrenschild zu entledigen, wandte er sich an Pamso, der lange eine größeres Geschäft als Wucherer betrieben hatte, teils mit dem Gelde der Gräfin — teils mit seinen eigenen, kräftig wachsenden Mitteln. Sein stufenweises Emporrücken auf der sozialen Leiter wurde durch den Umstand gekennzeichnet, daß er in diesem Karneval als Spieler im Empedoklesklub erschienen war.

Pamso verlangte Bedenkzeit und versprach, der Gräfin den Umfang der Verluste zu verschweigen.

Am nächsten Tage teilte er Angelo mit, er wolle ihm die volle Summe vorstrecken, wenn jener sich zur Sicherheit verpflichten wolle, eine Heirat einzugehen.

Angelo hätte in dieser seiner Klemme gegen die Sache im allgemeinen nichts einzuwenden gehabt, aber als er Pamso Bionda vorschlugen hörte, die unberührte 50 000 Lire besaß, verlor er doch beinahe den Atem, und diesmal was er es, der sich Bedenkzeit erbat.

Pamso, dem diese Idee als eine bequeme Lösung vieler Schwierigkeiten gekommen, war damit zur Gräfin gegangen. In ihrer Wut über die Verluste Angelos, jagte sie ihn vor die Türe; als er sie aber am nächsten Morgen in ihrem Schlafzimmer aufsuchte, hatte sie Zeit gehabt, die Lichtseiten des Planes zu erwägen und gab eine Art von Zustimmung, die besonders von der Ueberzeugung beeinflusst war, daß die Idee sich ja doch nicht realisieren lasse.

Angelo machte die ernstesten Anstrengungen, um mit dem Gedanken an die Ehe sich vertraut zu machen, und fügte sich Pamso, indem er zu Bionda ging.

Er sprach offen heraus und verheimlichte nichts. Er versuchte nicht, ihr einzureden, daß er verlobt sei — er bat sie bloß, wie man um einen anderen Dienst bittet, bat sie, ihm aus einer peinlichen Verlegenheit zu helfen, indem sie ihn heiratete.

Bionda nahm die Sache mit großer Ruhe auf. Sie hatte viel Freundschaft für ihren Vetter, mit dem sie stets gern beisammen war, und begriff recht wohl seine Angst und Pein, zur Gräfin gehen zu müssen; wollte ihm auch gern mit Geld helfen, so daß er Pamso nicht anzugehen brauchte.

Angelo erklärte ihr sofort, daß dies nicht tunlich wäre, wegen ihrer Unmündigkeit. Die einzige Art, auf die sie ihm helfen könnte — wäre, ihn zu heiraten. Allein Bionda stellte ihm vor, sie könne niemals die Seine werden.

Skaum entdeckte die Gräfin, daß der Plan auf Widerstand stieß, als sie ganz verjessen darauf wurde und ihn um jeden Preis durchzuführen wollte. Sie griff zu dem Ausweg, Angelo zu unterstützen, indem sie Bionda den Aufenthalt im Hause unerträglich machte, und sie rücksichtsloser denn je behandeln ließ.

Auch Angelo wurde immer fester in seiner Absicht. Früh und spät suchte er Bionda auf und sprach mit ihr von der Sache. Mit jedem Tage wurden seine Argumente eindringlicher.

Er stellte ihr vor, daß das völlige Verstummen Lo Fortes ein sicherer Beweis dafür sei, daß er nie mehr zurückkehren werde. Außerdem könne wohl niemand daran zweifeln, daß er selbst Lidda liebe. Was also sollte Bionda hindern, ihren Vetter zu heiraten? Er fordere ja nicht das Recht eines Bräutigams auf sie. Sie sollte ihr eigenes Leben leben dürfen, wie er das seine lebte — sollte Lo Forte lieben dürfen, wie er Lidda liebte. Keiner sollte von dem anderen etwas verlangen. Und welchen Vorteil bedeutete es nicht für sie beide,

der Gräfin zu entkommen? Statt hier als Nischenputtel herumzugehen, sollte sie in ihrem eigenen Heim schalten können. Sie müsse an die Zukunft denken; wie einsam würde sie dastehen, wenn die Gräfin eines Tages sterben würde. In einer solchen Ehe aber würde sie eine Freiheit genießen wie keine andere sicilianische Gattin — und sorglos, unbekümmert würden ihre Tage dahingleiten.

Angelo hatte die Gabe seiner Mutter, zu bezaubern, wenn er wollte; er saß da und sprach so bedachtsam, sprach wie ein Bruder zu seiner jüngeren Schwester.

Es vergingen nicht viele Wochen, bis Bionda alle seine Gedanken dachte und den Aufenthalt im Hause der Gräfin als eine unerträgliche Leibeigenschaft empfand.

Drei Monate später hielten sie Hochzeit.

15.

Als Lidda erfuhr, wen Angelo heiraten sollte, faltete sie voll Dankbarkeit die Hände. Sie hatte vor dem Tage gebedt, da er einem anderen Weibe angehören würde. Nun sah sie, daß es nicht so arg wurde, wie sie gefürchtet hatte. Auf Bionda, die sie nicht gesehen, seit sie Kinder gewesen, aber von der sie desto mehr gehört hatte, auf Bionda vermochte sie nicht einmal eifersüchtig zu sein.

Lidda selbst war eine andere geworden. Es war eine Entwicklung, die sie so rasch gereift hatte, wie die Marsalatraube in der Septembersonne reift.

Sie war mit Belladonna geflüchtet, nachdem sie, von allen Seiten beeinflusst, sich selbst zu dem Glauben erhitte, daß die Achtung und Dankbarkeit, die sie für ihren jungen Mitter empfand, Liebe bedeuete. Sie wollte sich nicht eingestehen, daß die Vorstellungen der Mutter, die Familie vor dem sicheren Untergang zu retten, das tiefste Motiv zu ihrem Entschlusse gewesen; denn die Mutter selbst hatte diese klügere Taktik gewählt: ihre Tochter von einer Liebe zu überzeugen, die sie nicht fühlte.

Zum ersten Male in ihrem Leben hatte Marchesa Ersilia ihren Mann hintergangen und persönlich alle Vorbereitungen zur Flucht getroffen. Was geschehen, ließ sich nicht mehr ändern, und sie wußte, daß der Marchese, wie jeder sicilianische Vater, sich der Tatsache beugen werde.

Sie täuschte sich auch nicht. Als die beiden jungen Leute heimkehrten, gab er ihnen seinen Segen und ließ sie trauen. Nur eines behielt er sich vor: das junge Paar sollte bei ihm wohnen, so lange es möglich war.

Belladonna setzte seine Studien fort. Aber es schien, als wollten Ehe und Studium nicht recht miteinander Hand in Hand gehen. Das erste Examen nach der Hochzeit fiel schlecht aus, und es war ein schwacher Trost, daß es einem Klassenkameraden, den ein Signore in seinem Gastore zusammen mit seiner Tochter angetroffen und zu augenblicklicher Eheschließung gezwungen hatte, nicht besser ergangen war.

La Greca vermutete, daß dies unglückliche Examen die Schuld an der Schwermut trug, welche er hinter der erzwungenen Sorglosigkeit des jungen Paares ahnte. Die Mutter sah tiefer: sie sah, daß die Ursache anderwärts zu suchen sei — sie wußte nur nicht recht, wo. Keiner aber außer Diambra erkannte die stille Verzweiflung, die sich unter der stolz aufrechten Haltung der Freundin barg.

Es war nicht das, daß sie gar bald einsah, Belladonna könne niemals Vater werden. Sie wünschte sich zuweilen ein Kind von Angelo, einen kleinen Jungen, für den sie leben und sich opfern konnte — aber ein Kind von Belladonna — lieber nicht!

Es war das Zusammenleben selbst, welches ihr rasch zu einem Ekel wurde, den zu erdulden sie sich täglich Gewalt antun mußte. Sie verbrachte ihre Tage damit, vor den Nächten zu schaudern, in denen er gedemütigt vor ihr stand, wie ein Heiligenschänder, der auf frischer Tat ertappt wird. Seine Liebe war eine Anbetung, die sich niemals an der Nähe der Geliebten zu sättigen vermochte. Schrecklichen Lachkrämpfen unterworfen, welchen ein Hagel von Flüchen und Schimpfsworten folgte, die zu unterdrücken er außerstande war, fühlte er sich wie von einer fremden Macht unterjocht. Und wenn ihm das Entwürdigende dieser Episoden zu Bewußtsein kam, überfiel ihn eine unbezwingliche Schwermut



und er sah sich umhergeworfen zwischen dem Entschlusse, Lidda in Frieden zu lassen, und der Hoffnung, gesund und stark zu werden.

Ein tiefes Mitleid zwang Lidda, ihren Widertwillen zu verbergen. Sie wollte ihm nicht eine neue Beschämung zufügen. Nicht umsonst war sie Sizilianerin, nicht umsonst ihrer Mutter Tochter: sie war Gattin, und sie setzte einen Stolz darein, ihre Stellung ganz, bis zum Martyrium, auszufüllen.

Der Kampf wurde noch härter von jenem Tage an, da sie aufs neue in Angelos Augen gelesen, daß er ihr gut sei. Im Augenblick empfand sie dies mit heller Dankbarkeit, aber diese Freude kam ihr teuer zu stehen.

Lidda war ein Weib mit starken Sinnen, wie sie die späten Sprossen alter Geschlechter häufig quälen. Sie sehnte sich rein animalisch nach einem Manne, der sich mit ihr messen konnte. Sie sehnte sich nach Angelo. Sehnte sich, daß das Blut ihr in den Adern summe.

Nun wurde alles doppelt schlimm.

Sie fühlte manchmal zitternde Schauer über den ganzen Körper gehen, wenn ihr Mann sie bloß ansah. —

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

## 17] Du sollst nicht begehren!

Von Timm Kröger.

(Schluß.)

Lächeln auf den Priesterlippen und weiche Bewegung in dem breiten, sonnenverbrannten Gesicht, so kannte Heinrich Bruhn seinen Viehkommissionär. Und so sah er ihn jetzt vor Matthies Ohm mit'n Swung.

„Ohm,“ begann Willem Frahm endlich, „Du weißt wohl noch nicht, wie ich einstmal's zu Deiner Nichte gestanden habe?“

„Nein!“ erwiderte Ohm, und Verwunderung lag in diesem Nein.

„Sie hat mir einen Korb gegeben.“

„I was!“

„Sie hatte kein Vertrauen zu meinem Seelsorgertum. Nun, es war ihr auch nicht zu verdenken. Und lieben tat sie mich auch nicht.“

„Wie sollte sie auch dazu kommen!“ setzte Schweinepriester wie im Selbstgespräch hinzu.

„Und Du trägst es ihr nicht nach?“

Auf diese Frage antwortete Schweinepriester nicht, er lachte nur — lachte sein prächtiges, gutmütiges, ihn beim Schweinehandel so unwiderstehlich machendes Lachen.

„Und liebst sie noch immer?“ fragte Matthies Ohm weiter.

„Lieben, Ohm? Nein. — Ich habe eine Frau, eine gute, verständige Frau, und weiß, was sich gehört. Nein, lieben, so wie man eine Frau liebt, die man haben möchte, das nicht. Aber ich habe Marie noch immer gern.“

„Ich versteh —“

„Sieh, Ohm, ich bin ins Geschäft hineingekommen und fühle mich wohl dabei. Aber die Jugend — meine Ideale (auch ein Schweinepriester mag sie nicht missen) die wollen ein Symbol, die wollen einen Hausaltar. Und zu diesem Symbol, zu diesem Hausaltar, habe ich Marie, verheiratet mit Heinrich Bruhn, der früher Pastor in Hodorf war, dessen Frau habe ich dazu ertoren.“

„Du bist ein Staatswillek.“

„Und Du ein Schmeichler, Ohm! Es ist schade, daß ich, daß Du, vor allen Dingen der arme Kerl, der im Anleidezimmer meiner Frau sitzt, daß wir alle zusammen so hungrig sind, ich hätte Lust, Dir was zu zeigen. Ich habe mal Gedichte auf sie gemacht, und die, die sich reimen sollen, reimen sich auch mehr oder weniger. Aber nun wollen wir Suppe essen.“

Die Tür nach dem Eßzimmer bewegte sich in den Angeln, die beiden Männer gingen hinein.

Heinrich Bruhn und seine Frau sahen noch immer auf ihren Stühlen und sahen sich an. — Marie fand sich zuerst in die Wirklichkeit zurück. Sie stand auf: „Sie essen,“ sagte sie leise, „wir wollen nach Tisch wiederkommen.“

„Das heißt,“ antwortete ihr Mann, „ich komme wieder, ich allein.“

Geräuschlos erhoben sie sich und gingen sachte hinaus. Die Haustür war zwar zugemacht worden, Heinrich aber hielt die altmodische Klingel abseits, daß der am Türflügel angebrachte Eisenstab sie nicht traf.

### 12. Ein Gebet.

Die Suppenterrine war schon da, der Hausherr füllte seinen Gästen auf und bat, anzufangen. Das Tischgebet vergaß er, das war bei Schweinepriester aus der Mode gekommen.

Aber Onkel Matthies stand mit einem gewissen Swung auf, streckte die Hand über das dampfende Gericht und sagte: „Gott stopp — erst ein paar Wör an den lieben Gott!“

Er faltete die Hände, Schweinepriester tat es auch, Georg sah mit einem überlegen sein sollenden Gesicht drein, machte es aber wie die anderen.

„Gerrgott, hilf uns aus aller Not, gib uns und allen Armen so getreue Freunde, wie der ist, an dessen Tisch wir heute unsere Hände falten.“

„Hilf uns aus aller Not! Du bist der große Gott. Gib Tag für Tag den Armen selbst ein ehrlich und ein gutes Brot! Gib du es auch dem armen Mann, der heute in der Heimat weilt und doch der Heimat ledig ist. Gib ihm ein Plätzchen, wo Ruhe kommt in seinen Sinn und milde Reue in sein Herz.“

„— Wo gutes Korn in Ehren wächst, das er mit eigner Hand gesäet. Das hilf! Amen!“

Matthies mit'n Swung setzte sich nieder und reichte, als er wieder saß, über den Tisch hinweg seine Hand dem, dem seine Fürbitte gegolten hatte.

„Guten Tag, Georg,“ sagte er. — Es war das erste Wort, daß er an ihn richtete.

Drei Minuten lang löffelten die drei Männer schweigend ihre Suppe. Nur Ohm äußerte einmal: „Na de Sopp is reken, heft du n gode Kösch, Willek!“

Auch der Braten sah danach aus, daß die Küche sich in guten Händen befinde. Er schmeckte vortrefflich! Als gegessen war und die Köchin abgeräumt und den Nachtsch vorgelegt hatte, da bemerkte Ohm: „Willek, mi dünkt, näher lat de Kösch man buten, denn kön wi so mal dorvon anfangen, wat wi mit em (er wies mit der Gabelzinke auf Georg Engelbrecht) maken schöllt.“

Aber wieder klopfte die Köchin und kam unter Entschuldigungen: Pastor Heinrich Bruhn bitte eintreten zu dürfen, Willek Frahm und Matthies waren verstört.

„Wilde,“ sagte der Hausherr zu dem Mädchen, „der Pastor darf hier nicht herein, ich bitte nach dem Wohnzimmer.“

Aber da stand der Unglücksmensch, da stand Heinrich Bruhn schon im Zimmer, ging auf der schwarzhaarigen Menschen, der der Tür gegenüber an der Fensterwand saß, zu, reichte ihm die Hand und sagte: „Guten Tag, Georg! — Nun, auch mal bißchen hier?“ —

### 13. Fanggarn.

Wenige Tage darauf war der tote Mann nach Australien abgeschoben.

Und dann lief eine lange Zeit. Auf Buntewisch jubelten nach Jahren Kinder hinter schnatternden Enten her, das gab ihr und ihrem Strom einen so intimen Ton. Auf Buntewisch sah der Mann seiner Frau oft in die Augen und lobte die in den Eschenwipfeln dahinrauschende Zeit. Auf Buntewisch ging die Wirtschaft vortrefflich, der hochgestiefelte Pastor war rüstig auf den Feldern, er machte sogar günstige Anläufe benachbarter Fennen.

Eines Tages ging er zu dem alten Gerichtsrat, um den Auflassungstermin für eine angekaufte Marschsenne zu vereinbaren. Der alte Herr blätterte, als der Bauer von der Buntewisch zur Tür hereintrat, in einem Buch.

„Sie kommen mir gerade recht,“ sagte er und schlug mit der Hand auf den Band. „Hier habe ich was für Sie! Jetzt endlich ist von unserm höchsten Gericht festgestellt, daß unter allen Umständen mit dem Abschluß der neuen Ehe die alte Ehe eines irrtümlich für tot Erklärten aufgelöst ist. Sie teilten mir mal sittliche Bedenken mit; nun sehen Sie, ist der letzte Grund gefallen.“

Heinrich war zwar über seine Gewissensbureaukratie hinausgewachsen, aber es war ihm doch lieb zu hören. Bisher war das Geheimnis über Georgs Wiederauftauchen bewahrt geblieben, nun erzählte er es dem Rat. Dieser machte eine etwas gepeinigete Miene, wurde aber allmählich heller, und als der Erzähler zu Ende war, rief er: „Wissen Sie auch, daß Sie mir da eine Sache, eine ganz verfluchte Sache erzählen, die Ihnen und Ihrer Familie Angelegenheiten hätte einbringen können?“

„Ungelegenheiten?“

„Ja.“

„Wie?“

„Bei dem Staatsanwalt —“

„Nun wirs gut!“

„Ja, das ist so, da sind unsere Gesetze lomisch. Aber beruhigen Sie sich, es hat keine Not mehr!“ — Der alte Herr stand auf, kramte ein kleines Buch mit rotem Einbanddeckel her, blätterte darin, las darin und schlug dem verflohenen Seelsorger dann auf die Schulter. — „Hören Sie!“ rief er.

Und dann folgte eine Auseinandersetzung. Wahrscheinlich sei die Strafverfolgung gegen Georg, als er wieder auftauchte, bereits verjährt gewesen. Es komme darauf an, ob einfache oder schwere Urkundenfälschung, der Tatbestand von § 267 oder von § 268 des Strafgesetzbuches, vorgelegen habe, und ob der Stadtbrief gerichtlich, was er nicht gerade glaube, erneuert worden sei. Wenn Georg Engelbrechts Sache nicht verjährt gewesen sei, und wenn er, Heinrich Bruhn, und Schweinepriester und Matthies Ohm sich Har gemacht hätten, daß sie einen Schuldigen der Verstrafung entzögen, dann hätten sie sich des Vergehens der Begünstigung nach § 257 des Strafgesetzbuches schuldig gemacht. Heinrich Bruhn mußte noch etwas von dem gesetzlichen Begriff der „Angehörigen“, die bei



einer Begünstigung straffrei bleiben, über sich ergehen lassen, um endlich zu vernehmen, daß der Staatsanwalt jetzt jedenfalls nichts mehr machen könne, da auch die Begünstigung verjährt sei.

Heinrich Bruhn sah gar nicht verängstigt aus, es spielte sogar ein Lächeln um seinen Mund.

„Sie glauben wohl, ich scherze?“ — Der alte Herr zeigte einen Anflug von Verstimmung. „Aber . . . ich red im Ernst. Sie hätten wirklich Unangenehmes erfahren können.“

„Bewahre, Herr Rat!“ erwiderte Heinrich Bruhn. „Ich wußte, wie Ihre Meinung war. Wenn ich lachte, tat ich es über mich selbst . . . Nicht über die weisen Befehle, am allerwenigsten über Sie . . . Ich kann es mir jetzt auch ganz gut denken, und wenn ich darüber nachsinne, kucktet's mir mehr und mehr ein . . . Aber unwillkürlich erinnere ich mich der langen dünnen Zeit, wo ich dem Tier auf dürrer Heide gleich, von einem bösen Geist im Kreis geführt . . . Und ringsumher lag schöne grüne Weide . . .“

## Technik und Kunstgewerbe.

Von Ernst Schur.

Die Gegenstände der Technik haben ihren eigenen Stil. Einen sachlichen Stil, der die Schönheit des Materials zugleich markant zur Erscheinung bringt. Wir haben uns zu sehr gewöhnt, diese Formen als selbstverständlich zu empfinden, wir sehen kaum noch das Neue darin. Die moderne Lebensanschauung hat in diesen Dingen der Praxis ihren eigenen Stil sich gesonnt. Das haben die modernen Künstler und Kunstgewerber wohl gespürt. Diese Vereinigung von Sachlichkeit und Kraft — man denke an die Anker und Ketten unserer Schiffe — diese Vereinigung von Sachlichkeit und Präzision — man denke an die Maschinen —, diese Vereinigung von Sachlichkeit und Schönheit — man denke an den Bau der Schiffe, der so ausdrucksvoll und zugleich notwendig ist, an die Schiffskabinen mit ihren glatten Holzwänden, die der Biegung der Wände folgen, mit ihren schönen Metallwirkungen des Messing — gab dem modernen Kunstgewerbe ein Vorbild.

Wenn man von diesem künstlerischen Gesichtspunkt aus die Schiffbauausstellung betrachtet, wird man sich dieser Gedanken nicht erwehren können. Diese Ausstellung als Ganzes hat schon eine künstlerische Note. Sie ist von Architekt Möhring inszeniert worden und sie ist dadurch eine der besten Ausstellungen geworden, deren wir uns entsinnen können. Möhring hat es verstanden, das Ganze zu ordnen und dieser Ordnung eine großzügige Form zu geben. Er faßt durch breites weißes Gitterwerk die Gruppen zusammen; die Fülle wird dadurch erträglich. Das Auge empfindet diese Gliederung als angenehm. Wohlwendig ficht diese bewußte Ordnung ab von der Anhäufung sonstiger Industrieausstellungen, und auch das ist hervorzuheben, daß alles, was hier zu sehen ist, Beziehung zur Sache hat, so daß alles Nebenmäßliche ferngehalten ist und sich eine Einheit von selbst ergibt. In der Tat, wenn man diese Einzelheiten alle überfliehet, diese Maschinen, diese Gewinde, diese Laternen, diese Kojen, diese Betten, es ist ein einheitlicher Stil darin, der sie aus sachlichen Gründen zusammenfaßt.

Indem Möhring durch Zusammenfassung Gruppen bildet, schafft er Uebersicht und Ordnung. Um so lebhafter wirkt das Farbenpiel der Fahnen und Wimpeln an den hohen Wölbungen der Decke. Eine Farbigeit, die Stimmung suggeriert und die hier am Platze ist.

Man kann die Beobachtung machen, daß eine noch nicht vergangene Zeit den Stil dieser Dinge noch nicht empfindet. Das Sachliche darf die Erscheinung der Kundigen beeinflussen. Wo es Schönheit zu geben gilt, da setzt — die Imitation ein. So sehen wir hier noch Beispiele jener falschen Auffassung, die Brum mit Stilmachung und Ornamentfleißerei für identisch hält, und wir finden — ein äbles Geschenk, das die Kunst spendete — Schiffskabinen im Rokoko-Geschmack, Salons im Renaissancestil; nur die Schlafzimmer sind meist einfach und sachlich. Aber nicht nur das Material wird mißhandelt, sondern auch der Zweck vernachlässigt, wie ein Kinderzimmer zeigt, das mit seinen schweren, geschweiften Möbeln wie der Empfangsraum eines Diplomaten aussieht. Früher scheute man sich auch nicht, Schiffsbatterien im „Stil“ zu geben und um das ganze Schiff Renaissanceornamentik zu kleben, wie noch jetzt einige Rheindampfer und Dampfer auf dem Starnbergersee, die den schlimmen Geschmack Ludwigs II. von Bayern imitieren, zu sehen sind. Das hat man nun gelernt, daß Dinge des Gebrauchs solid und sachlich zu sein haben. Nun gilt es noch aus den Räumen den Geist der Imitation zu vertreiben.

Daß diese Tätigkeit schon eingelegt hat, sieht man in den Kajütenräumen des Norddeutschen Lloyd, die von dem modernen Raumkünstler Bruno Paul, dem Direktor des Kunstgewerbemuseums, entworfen und von den „Vereinigten Werkstätten“ angefertigt sind. Der Norddeutsche Lloyd will nach und nach seine Schiffe von diesem Künstler ausstatten lassen. Das ist ein großer Fortschritt auf dem Wege der Kultur und des Geschmacks. Man sieht in dieser Schlafkabine, diesem Bohnraum, diesem Arbeitszimmer einen neuen Stil, den gleichen Stil des Sachlichen und Schönen, wie er in den Dingen der Technik ausgeprägt ist. Es wird damit der Zusammenhang des neuen Kunstgewerbes mit dem modernen Lebensgefühl erwiesen. Hier ist auf allen Schmuck verzichtet; der Zweck ist maßgebend. Und aus dieser Notwendigkeit ergibt sich durch die Erglichkeit der

Arbeit, die Behandlung der Materialien, die Farben der Hölzer, die Anordnung der Formen eine Schönheit, die nicht fremd den Dingen aufgelastet ist. Sie ist in den Dingen; die Dinge selbst sind sie. Das ist der Geist des neuen Stils. Wer das Schlafzimmer in Weiß, das Wohnzimmer in Gelb, den Arbeitsraum in Grau — jedesmal eine dominierende Materialnote — in diesem Sinne betrachtet, der wird hier eine Entwicklung verspüren; eine Entwicklung, die die Verbindung mit dem Leben sucht; aus der Notwendigkeit der Kundigen heraus ein Fortgang zur Schönheit, die organisch daraus erwächst. Dieses Streben kann vorbildlich noch für andere Gebiete werden: den modernen Lebensinhalt betonen und darüber hinaus zu einem Stil, zu einer Schönheit kommen!

Diese Dinge der Technik haben ihren eigenen Reiz, ihre besondere Sprache, sie haben Geist und Kraft. Das hat der moderne Künstler gespürt, darum wendete er sich ihnen zu. Ein Beispiel dafür bietet Peter Behrens, einer unserer bedeutendsten Raumkünstler, der von der Allgemeinen Elektrizitäts-Gesellschaft nach Berlin berufen wurde, um nach und nach alle die Gegenstände, die in diesem Betriebe hergestellt werden, umzuwandeln, ihnen das Gepräge dieses neuen Stils zu geben.

Behrens hat in seiner Art eine Zuneigung zum Feierlichen, er sucht das Monumentale. Er strebt hinaus über die Vielfältigkeit gelegentlichen, reizvollen Schmucks, er sucht einen großzügigen Stil. In diesem Streben zum Klaren, Einfachen hat er Berührung mit der edlen Größe der Griechen, mit ihrer Architektur.

Das kommt auch vorzüglich zum Ausdruck in dem großen Gebäude, daß er der Allgemeinen Elektrizitäts-Gesellschaft errichtet hat. Ein Tempel, achteckig, von großzügig einfacher Form, die aus dem romantischen Stil etwas ganz Modernes, Monumentales entnimmt. Diese schmalhohen Fenster, diese schlanken, massigen Türen, das alles ist formaler Ausdruck geworden. Nebenbei erfüllt es aber auch den Zweck. Indem die Fenster nach oben verlegt sind, sammelt sich das Licht nach innen und stellt die Dinge vorzüglich zur Schau. — Auch im Innern ist im Zweckmäßigen das Künstlerische zu bemerken. Nur wenig Dinge, diese aber vollendet zur Darstellung gebracht. Durch sparsam angebrachten Materialschmuck kommt ein feiner Reiz in diesen Räumen, den das Gebäude für die Dinge abgibt. Dahin sind die mattschillernden Fenstervierecke zu rechnen; dahin auch der mattblaue Holzrahmen, der oben den Raum umspannt; dahin auch die dekorative Schrift darum auf grauen Wellenlinien an den Wänden. Von der Decke hängt ein monumentaler Beleuchtungskörper aus Bogenlampen. Sieht man genauer zu, so nimmt man wahr, daß der Künstler diesen schon eine neue einfache Form gegeben, die Metall und Glas besser als Einheit zusammenfaßt, die Kugel nicht so unorganisch dominieren läßt. Man spürt die Hand des Künstlers auch an der Schutzumspannung der Ventilatoren, deren fortlaufender Rhythmus dem Sinn entspricht. Draußen hat Behrens zu einer Gartenarchitektur die Gliedkörper benutzt, die eine Architektur in Flammen darstellen, indem sie das Gesäße des Gitterwerks aus dem Dunklen ins Licht heben. In all diesem fühlt man, daß die persönliche Art des Künstlers hier mit dem sachlichen Stil der Dinge zur Einheit verschmolzen ist.

So bietet diese Ausstellung in dreifacher Hinsicht Bedeutsames. Sie zeigt, daß der Künstler den industriellen Veranstaltungen das Zahlenmäßige nehmen kann, indem er Ordnung und Harmonie in die vielfältig disharmonisierenden Gegenstände bringt, indem er das Ganze einer künstlerischen Raumidee unterwirft. Zweitens zeigt es sich, daß die moderne Industrie sich der künstlerischen Kräfte bedient, um alten Stil abzulegen und neuen zu finden. Dabei macht man drittens die Bemerkung, daß der moderne Stil Berührungspunkte mit dem Stil des Technischen hat, daß solchermaßen Leben und Kunst sich einander nähern, daß hier ein natürlicher Zusammenhang besteht, der sich auch darin ausdrückt, daß der Künstler von der selbstverständlichen Schönheit sachgemäß angefertigter Kundigen Anregungen erfährt. Die härteste Notwendigkeit liegt dicht bei der Schönheit. Dies alles sind wichtige Erfahrungen, die uns Fingerzeige für die Entwicklung der modernen Kultur geben, nicht lehnstüchtig in die Ferne zu schweifen, sondern das Leben tätig anzupacken. Gerade dann enthillt sich eine neue, organische Schönheit.

(Nachdruck verboten.)

## Zur Pflege der Uhren.

Von Dr. E. Kolbe

Im allgemeinen sind recht unklare Vorstellungen über die Behandlungsweise und Leistungsfähigkeit der Uhren im Publikum verbreitet. Die Leistungsfähigkeit der Uhr wird ja stets zunächst von der Güte des Werkes, bezw. von der technischen Tätigkeit seines Verfertigers abhängen; aber auch der Besitzer einer Uhr hat an der Leistungsfähigkeit oder Untauglichkeit derselben wesentlichen Anteil, und dieser gliedert in der Art und Weise, wie eine Uhr seitens ihres Herrn und Gebieters behandelt wird.

Damit eine Uhr den an sie gestellten Erwartungen entspricht, muß ihr eine gute Behandlung zuteil werden, schon ihrer äußerlich empfindlichen, feinen Konstruktion wegen, da das unscheinbarste Hindernis recht störend wirken kann. Wenn man bedenkt, welche sorgsame, ununterbrochene Pflege jede Dampfmaschine erfordert, wie diese bei Tag und Nacht in ihrem Gange beobachtet und be-



hütet werden muß, so sollte man eigentlich von selbst auf den Gedanken kommen, daß die Uhr, die doch auch eine Maschine ist, aber eine solche, die den kompliziertesten und — bei Taschenuhren besonders — den kleinsten Mechanismus in sich schließt, einer ganz besonderen Pflege bedürfe. Deshalb wird auch eine Uhr, wenn sie sonst ohne Fehler ist, nur dann ihren Eigentümer befriedigen können, wenn sie ihrem sehr empfindlichen Mechanismus entsprechend behandelt, wenn sie vor Schmutz und Fall, wie überhaupt vor jeder Erschütterung und Störung bewahrt und rein gehalten wird. Ich spreche also vorzugsweise von Taschenuhren, doch gilt das meiste hiervon auch für andere Werke. In den Taschen sammeln sich Staub und Fasern, die selbst in die bestschließende Uhr eindringen; ein öfteres Umkehren und Reinigen der Uhrtaschen ist deshalb ganz besonders zu empfehlen.

Um den Gang der Uhr möglichst regelmäßig zu halten, sollte die Uhr auch möglichst regelmäßig behandelt, d. h. stets zu einer und derselben Zeit aufgezogen und während der Zeit, da sie nicht getragen wird, ja nach der Gewohnheit entweder gelegt oder gehängt werden, nicht einmal so, das nächstmal anders. Damenuhren gehen nicht allein ihrer Kleinheit wegen, sondern deshalb selten richtig, weil sie nie so regelmäßig getragen, wie dies in der Regel bei Herrenuhren der Fall ist. Jede Uhr geht im Hängen anders als im Liegen; nur bei hochfein gearbeiteten Werken macht sich dies ganz unwesentlich, nur in Sekunden bemerkbar.

An Uhren mit Doppeldeckel lasse man nie den über dem Glas befindlichen Deckel offen stehen, damit das Eindringen von Staubteilchen in das Werk nach Möglichkeit verhütet werde. Man sollte sich gewöhnen, seine Uhr nicht allein deshalb morgens aufzuziehen, weil das Aufstehen und Ankleiden in der Regel zu einer bestimmteren Zeit geschieht als das Zubettgehen, sondern auch, weil die voll aufgezoogene Federkraft leichter die Störungen überwindet, die den genauen Gang der Uhr während der Bewegung im Tragen beeinflussen. Das Springen der Feder wird weniger vorkommen, wenn die Uhr behutsam aufgezogen und nicht direkt aus der warmen Tasche an die kalte Wand gehängt wird. Die Veränderungen des Ortes, die Schwankungen der Temperatur, die Dichtigkeit der Feuchtigkeit der Luft äußern sich auf den Gang einer jeden Uhr, und nur die mit höchster Vollendung gearbeitete Anferuhr ist imstande, auch diese Einflüsse auf ein geringes Maß zu beschränken.

Tatsächlich „richtig“ geht keine Uhr, und über den Gang der besten Zeitmesser, zum Gebrauch der Sternwarte und der Schiffsahrt dienend, werden ja auch Tabellen angefertigt, um diejenigen Abweichungen feststellen zu können, denen auch diese Uhren unterworfen sind. Jeder geschickte Uhrmacher wird eine Uhr zu derjenigen Regulierung bringen können, deren sie überhaupt fähig ist; aber keinem wird es möglich sein, eine Uhr fertig reguliert seinem Kunden abzuliefern; denn das Tragen der Uhr bringt wieder eine Gangveränderung hervor, die bei jeder Uhr verschieden ist und vorher nicht bestimmt werden kann. Man beschuldige also nicht, wie dies meist geschieht, den Uhrmacher der Nachlässigkeit, wenn die Uhr nicht gleichmäßig geht, sondern spreche bei diesem so oft vor, als er Zeit braucht, die Uhr in des Besitzers Tasche bis an die Grenze des überhaupt Möglichen fertig und richtig zu regulieren.

Eine Uhr lasse man alle zwei, höchstens drei Jahre reinigen, wenn man nicht selbst an deren Verderben schuld sein will. Mit der Zeit zersetzt sich das Öl, vermischt sich mit dem selbst durch das beste Gehäuse dringenden Staube, wirkt so als Schmirgel und nützt die wirkenden Teile ab. Die beste Uhr wird dadurch verdorben und nie mehr so richtig wie vorher gehen können. Hat das Gehäuse einen schlechten, mangelhaften Verschluss, oder ist eine Uhr außerordentlich den Einwirkungen von Staub und Schmutz ausgesetzt, dann freilich bedarf sie noch viel öfter als aller zwei Jahre der Reinigung.

Durchaus irrig ist die Ansicht, man dürfe die Zeiger der Uhr nicht nach rückwärts stellen. Viele drehen dafür, um die Uhr rückwärts zeigend zu stellen, die Zeiger zehn bis zwölf Stunden nach vorwärts, möglichst rasch noch dazu; das ist durchaus falsch und schadet dem Werke noch viel mehr, als wenn man die Differenz durch vorsichtiges Rückwärtsdrehen beseitigt. Nur bei Schlagwerken darf letzteres nicht geschehen, da sonst die Schlagvorrichtung mit der angezeigten Zeit differiert. Besonderes Augenmerk ist auch auf die Schlüssel zu legen, in deren Höhlung sich ebenfalls Schmutz lagert, der öfters entfernt werden muß. Es kann durch unreine Schlüssel viel Schaden an der Uhr angerichtet werden. Bei Pendeluhren reguliert man das Vor- oder Nachgehen am einfachsten durch Herauf- oder Herunterschieben der Pendelscheibe.

Auch das Gehäuse der Uhr, namentlich der Taschenuhr, erfordert größte Reinlichkeit, und zwar desto mehr, je kostbarer es ist; z. B. ein goldenes, das man nicht mit schweißigen Fingern anfassen darf, weil sonst Flecken entstehen; am besten ist ein behutsames Abreiben des Gehäuses mit Pariser Rot vermittelst eines weichen Lederlappens. Der Uhrschlüssel muß stets fest auf den Zapfen passen; er darf weder zu weit, noch zu eng sein, da sonst der Zapfen rund wird; namentlich vermeide man bei Taschenuhren die Benutzung der sogenannten Sternschlüssel, die selten genau passen, aber desto leichter zu öfterer Vertuschung führen, auch kann bei Benutzung derselben durch zu große Kraftanwendung der Zapfen abbrechen.

Will die Uhr absolut nicht gehen, dann Sorge man lieber bald für sachverständige Hülfe durch einen geschickten Uhrmacher, anstatt

vielleicht selbst darin herumzubetern oder anderen, angeblich zu allem geschickten Leuten die Uhr zur Reparatur anzuvertrauen, wo sie in 99 von 100 Fällen meist erst gründlich verdorben wird. Ein gewissenhafter Uhrmacher wird nicht nur den Schaden bald finden oder beseitigen, sondern auch in allen Fällen viel billiger sein als irgenbein Psuuder; auch der Uhrmacher ist hier lediglich Vertrauensmann, dem man volles Vertrauen schenken möge, auch wenn er bei der sehr subtilen Arbeit etwas teuer ist.

## Kleines feuilleton.

Die Erforschung der Antarktis. Ueber die Fortschritte der Südpolarforschung hielt der Leiter der deutschen Tiefseeexpedition, Professor Karl Chun, in Leipzig einen Vortrag, dessen wesentlichen Inhalt ein Bericht der „Naturwissenschaftlichen Wochenschrift“ wiedergibt. Die Landmassen der Antarktis bestehen aus drei Gruppen, die sich dem Atlantischen, dem Indischen und dem Pazifischen Ozean zukehren. Dem ersteren wendet sich das Alexanderland zu, das 1820 durch den russischen Kapitän v. Bellingshausen entdeckt wurde. Es setzt sich fort in die langgezogene Halbinsel Grahamland, das 1832 von Viscoe aufgefunden wurde. Es zeigt nach Patagonien, mit dessen Cordillere es geologisch viele Uebereinstimmungen zeigt. Von Viscoe wurde auch das Enderbyland entdeckt. In die Jahre 1840 und 1841 fallen die Entdeckungen der Landmassen, die dem indopazifischen Ozean zugekehrt sind. Man war damals lebhaft für die Probleme des Erdmagnetismus interessiert, Gauß hatte die Lage des magnetischen Südpols berechnet und A. v. Humboldt suchte die Regierung zur Errichtung von Observatorien für erdmagnetische Messungen in fernen Erdteilen zu veranlassen. Amerika, Frankreich und England entsandten damals große Expeditionen. Nach dem Leiter der amerikanischen Expedition ist das Wilkes-Land benannt worden, das sich ungefähr unter dem Polarkreis hinzieht. Von James Ross, dem Führer der englischen Expedition, der Tasmanien in südlicher Richtung verläßt, wurden nach Ueberschreitung des 76. Breitengrades zwei Vulkane entdeckt, die er nach seinen Schiffen Erebus und Terror benannte. An die Flanke des Terror lehnt sich eine senkrecht abstürzende Eiswand, die Ross 700 Kilometer weit in östlicher Richtung verfolgte. Sie scheint sich dann in ein Land fortzusetzen, das Ross aber nicht mit Sicherheit als solches bezeichnen will. Die Gesamtheit aller von ihm entdeckten Küstenstreifen bezeichnete Ross als Viktorialand. Es folgt nun eine Periode, in der die Erforschung der Antarktis brach liegt. Erst 1874 werden die Entdeckungen durch die berühmte Challenger-Expedition fortgesetzt. Ihr verdanken wir vor allem die erste Kenntnis der eigenartigen Schichtung des kalten Wassers, auch lehrt sie die mannigfache Fauna im Umkreis der Kerguelen kennen. Sie hat aber auch den Irrtum bekräftigt, daß der Meeresboden sich gegen die antarktischen Landmassen abflacht. Diese falsche Auffassung hat die Deutsche Tiefsee-Expedition, die im November 1898 von Kapstadt aus unternommen wurde, beseitigt. Sie entdeckte das Bouvet-Land wieder und führte durch ihre Lotungen den Nachweis, daß das Meer, welches die antarktischen Länder bespült, eine Tiefe von 5000 bis 6000 Meter besitzt. Diese Befunde wurden von der schottischen Tiefseeexpedition (1903 und 1904) bestätigt. Eine belgische Expedition unter de Gerlache überwinterte 1898 zum ersten Male in der Antarktis. Sie entdeckte die malerische Belgicastraße. 1901 und 1902 sind die beiden großen Jahre der Südpolarforschung, da vier Expeditionen ausgerüstet werden. Die schwedische und französische Expedition haben mit widrigen Eisverhältnissen zu kämpfen und müssen sehr weit nördlich überwintern. Die deutsche Expedition unter Drygalski entdeckt das Kaiser Wilhelmsland, die englische das König Eduardland. Die letztere Expedition hat die bedeutendsten Ergebnisse zu verzeichnen, die seit Ross erzielt worden sind. Durch sie wird festgestellt, daß die Vulkane Erebus und Terror auf einer Insel liegen, und daß sich das dort befindliche alpine Hochgebirge bis zum 83. Breitengrad fortsetzt. Sie entdeckt den größten Gletscher, den man kennt, der mit der oben erwähnten Eismauer von nahezu 1000 Kilometer Länge im Meere abbricht. Raafel hat die Gesamtheit der südpolaren Land- und Wassermassen als Antarktis bezeichnet; dem Land hat man den Namen Antarktika gegeben. Es stellt den sechsten Kontinent der Erde dar und hat etwa die Größe von Europa und Australien zusammengenommen. Der Kern der Antarktika besteht aus Graniten, Gneisen und Quarziten, die an manchen Stellen von Kreataischen und tertiären Schichten überlagert sind. Aus ihren Fossilien geht hervor, daß dieses Gebiet früher einmal ein wärmeres Klima gehabt hat. Das Innere des Landes ist mit einer etwa 300 bis 400 Meter dicken Eisschicht bedeckt. Die mittlere Jahrestemperatur beträgt auf der Gauß-Station 11,5 Grad, im Viktorialand 17,8 Grad unter Null. Diese mittleren Jahrestemperaturen sind etwa 5 bis 6 Grad tiefer als in gleichen nördlichen Breiten. Das organische Leben kann sich natürlich bei einer solchen Temperatur nicht entfalten; nur an den Küsten gedeihen einige Flechten und Moose. Die Tierwelt besteht lediglich aus marinen Formen. Tausende von Pinguinen bevölkern die Klippen, und auf dem Packeis liegen die Robben und Seehunde. Das Wasser wird von großen Walen durchfurcht, und in ihm fischen Scharen von Sturmvögeln.